Das Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen

2011

AusBlick

„Die Welt ist bunt“:
Gemeinschaftskunst als inklusiver Impuls

„Früher hatte ich Ängste“:
Pflegeeinrichtungen – ein zeitgemäßes Angebot?

Neue Chancen für junge Wohnungslose?
Experten im Ideen-Workshop

Einfach mal „Off-Road“:
Innovative Schulkonzepte aus der Jugendhilfe

ZusammenLeben gestalten

Diakoniewerk Essen

Impressum
Herausgegeben vom Diakoniewerk Essen
Bergerhauser Straße 17, 45136 Essen
Telefon 0201 · 26 64 0, Telefax 0201 · 26 64 199
info@diakoniewerk-essen.de
www.diakoniewerk-essen.de
Redaktion:
Bernhard Munzel
Grafik Design: Q3 design, Dortmund, www.Q3design.de
Druck: P & W Druck und Verlag GmbH, Essen
Essen, Mai 2011

Bildnachweise: Fotolia.com: Seite 10: Monkey Business, Seite 12: Dimitri Surkov, Anton Vasilkovsky, Seite 13: Sascha Burkard, Seite 17: Claudia Paulussen, Seite 18: Konstantin Sutyagin, Seite 20: absolut, Seite 21: Yuri Arcurs
Seite 24: Jakob Studnar/NRZ (Fußballfoto)

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?
Über Ihre Spende erhalten Sie selbstverständlich
eine Spendenquittung.
Unsere Konto-Nummer: 217 919
Sparkasse Essen · BLZ 360 501 05
Vielen Dank!

Blick zurück nach vorn

Liebe Leserin, lieber Leser!
Einen Moment lang habe ich gezögert, ob der Titel für diese Veröffentlichung wohl richtig gewählt ist – AusBlick. Müsste es nicht richtig EinBlick heißen? Denn um Einblicke geht es in dieser Veröffentlichung. Sie sollen Einblicke in unsere Arbeit bekommen, die ein wichtiger Teil der sozial-diakonischen Arbeit der evangelischen Kirche in Essen ist.
„Der Stadt Bestes suchen“, hat der Prophet Jeremia den diakonischen Auftrag umschrieben. „Den Menschen umfassende Ressourcen und Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen, die ihm ein weitestgehend selbstbestimmtes Leben ermöglichen“, haben die Mitarbeitenden des Diakoniewerks diesen diakonischen Auftrag im Leitbild für sich formuliert. Was das konkret im Einzelnen bedeuten kann, kann man in den Artikeln dieses Magazins nachlesen.
Dabei hat jeder Fachbereich aus der Vielfalt an Aufgaben einen Akzent gesetzt und ein Projekt aus der Fülle an Themen und Arbeitsfeldern beschrieben. Sie stehen beispielhaft für viele vergleichbare Dienste. Alle Artikel verbindet, dass die dort beschriebene Arbeit den Blick auf neue Horizonte öffnet. Liest man sie, sieht man immer wieder, dass es tatsächlich um Ausblicke geht, um erste Schritte in ein selbstbestimmteres Leben. Zitate aus den Texten belegen dies.
„Wir sind der Meinung“, formuliert der Fachliche Leiter und Prokurist Antonius Holz für das Projekt, mit dem junge Wohnungslose durch ämter- und diensteübergreifendes Handeln aus der Wohnungslosigkeit geführt werden sollen, „dass für viele von ihnen in diesem Alter noch eine Chance besteht, einen Ausstieg zu finden. Jetzt gibt es noch Möglichkeiten.“ „Wir entwickeln“, meint der Künstler und Sozialarbeiter Werner Cüppers zu den Gemeinschaftskunstprojekten behinderter und nichtbehinderter Menschen „eine Art und Weise miteinander zu arbeiten, wo die Behinderung oder Nichtbehinderung keine Rolle spielt.“ Inklusion, die über die Integration hinausgeht. „Das Gefühl zu erleben: ‚Ich hab’s geschafft!‘, führt vielfach dazu, dass Jugendliche sich auch generell wieder mehr zutrauen“, beschreibt der Pädagoge Michael Krause den pädagogischen Erfolg des Schulprojekts für Schulverweigerer, das unter der programmatischen Überschrift „Off-Road“ läuft.
Es handelt sich um tatsächliche AusBlicke, um ein „reicher werden an Hoffnung“, wie die Losung für den Erscheinungsmonat dieses Magazins mit einem Zitat aus dem Römerbrief den Monat überschreibt. Dazu gehört auch die Auseinandersetzung mit der Frage, welchen positiven, wichtigen Wert eine Pflegeeinrichtung in der Biographie eines Menschen haben kann. Welche Perspektiven für die Familien von Pflegebedürftigen zu finden sind in der Arbeit der Schwestern, Pfleger, Hauswirtschaftskräfte, Verwaltungskräfte, Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeiter, die alle ein solches Haus tragen.
„Reicher werden an Hoffnung“, auf diese kurze Formel hat der Römerbrief das Thema der diakonischen Arbeit gebracht. „Reicher werden an Hoffnung“ in der Grundüberzeugung der Mitarbeitenden, dass es Gott letztlich gut mit uns meint. „Reicher werden an Hoffnung“ indem auch durch die Arbeit der Mitarbeitenden des Werks Menschen einen guten Grund für neue Hoffnung bekommen.

Pfarrer Karl-Horst Junge, Vorstandsvorsitzender

Pfarrer Karl-Horst Junge
Vorstandsvorsitzender

Die „Lupe“ des Diakoniewerks, die vierteljährlich erscheint, hat bereits seit vielen Jahren Tradition. Mit den „AusBlicken“ wollen wir einerseits zurückschauen, andererseits einen Blick nach vorn werfen. Wir wollen zu Diskussion und Nachdenken anregen. Wir haben nur einige aktuelle Themen aus den verschiedenen Arbeitsfeldern des Diakoniewerks aufgreifen können. Wollten wir alle uns bewegenden Entwicklungen, gar Notwendigkeiten, thematisieren, könnten wir sicher ein ganzes Buch damit füllen, was den bescheidenen Rahmen dieses Magazins sprengen würde. Auch konnten sich aus diesem Grunde nicht alle Bereiche des Werks beteiligen. Da aber weitere „AusBlicke“ in den nächsten Jahren geplant sind, werden wir Gelegenheit haben, künftig noch viele andere Themen anzusprechen.
Die fachlichen Beiträge werden abgerundet mit einigen Daten und Fakten aus unseren Einrichtungen und Diensten, die Ihnen einen Überblick über das vielfältige Wirken des Diakoniewerks und seiner Mitarbeitenden geben sollen.
Wir hoffen, dass Ihnen die Lektüre dieses Magazins Spaß macht und Sie zum Nachdenken und zum Gespräch mit unseren Mitarbeitenden anregt. Unser Dank gilt den Autoren und denjenigen, die das Magazins gestaltet und entwickelt haben. Wir wünschen der Veröffentlichung viel Erfolg.

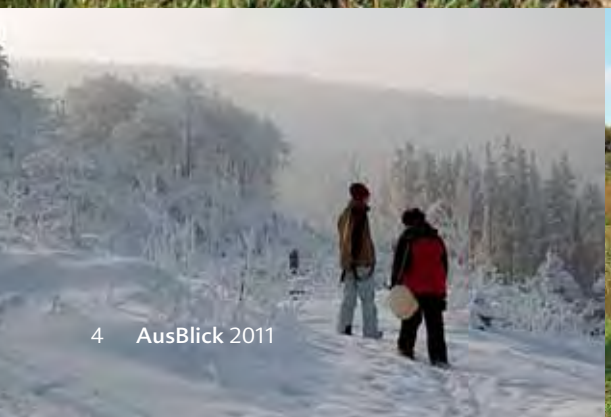
Joachim Eumann, Geschäftsführer

Joachim Eumann
Geschäftsführer

AusBlick 2011

„Off-Road“, Nachmittagsbetreuung und Team Mobilé: Innovative Projekte an der Schnittstelle von Schule und Jugendhilfe

Es ist der vielleicht letzte Versuch. Und er läuft extrem anders als gewohnt – das wird von Anfang an deutlich. „Das erste Thema, mit dem sich eine neue ‚Off-Road‘-Schulklasse beschäftigt, ist die Vorbereitung der Klassenfahrt. Und die führt alle Beteiligten direkt auf unbekanntes Terrain“, beschreibt Michael Krause den Schuljahresbeginn.



Seit knapp 10 Jahren ist Michael Krause Pädagogischer Leiter des Karl-Schreiner-Hauses. Als Erziehungsleiter ist er mitverantwortlich für das wohl außergewöhnlichste Schulprojekt, an dem das Diakoniewerk Essen zur Zeit beteiligt ist.

„Off-Road“ nennt sich das 2008 ins Leben gerufene „Jugendhilfe- und Schulprojekt“, das hartnäckigen Schulverweigerern einen neuen Zugang zum Lernen und nicht zuletzt zu ihren eigenen Möglichkeiten eröffnen soll. Weg vom Frontal-Unterricht – zunächst einmal, und fast allem, was sie sonst noch von einem regelmäßigen Schulbesuch abgehalten hat.

„Off-Road“: Unterricht durch die Hintertür

„Off-Road heißt ganz viel Out-Door“, berichtet Krause. „Der Unterricht kommt eher durch die Hintertür.“ Geht die Reise nach Italien, wird über die Hauptstadt gesprochen, ausgerechnet, wie weit es bis zum Ziel ist, diskutiert, wie man überhaupt dorthin kommt und wie viel Geld nötig sein wird. „Es heißt dann nicht: heute Morgen ist Mathematik. Sondern es geht immer um einen lebenspraktischen Bezug“, ergänzt Rosa Maser-Winkels, Einrichtungsleiterin des Karl-Schreiner-Hauses.

Außerschulischer Einstieg für Schulverweigerer

Der erste Erfolg in der neuen Klasse besteht darin, dass alle Schülerinnen und Schüler einigermaßen pünktlich und regelmäßig erscheinen. Aus ganz Essen kommen die zehn Jugendlichen in ihre ausgelagerte Schulklasse der Nelli-Neumann-Schule, einer „Förderschule für soziales und emotionales Lernen“. Diese neue Klasse befindet sich nicht etwa auf dem Schulgelände in Essen-Frohnhausen, sondern im Karl-Schreiner-Haus in Essen-Überruhr. Als „außerschulischen Lernort“ bezeichnen dies die Fachleute. Er wird gewählt, um Schulverweigerern den Einstieg zu erleichtern. Und tatsächlich: „Die Anwesenheitsquote war bisher noch nie unser Problem“, bestätigt Krause. Neben dem Klassenlehrer Jasha Dahlmann kümmern sich noch zwei weitere Pädagogen des Karl-Schreiner-Hauses um die 12-16jährigen Jugendlichen. Für jeden von ihnen gibt’s einen individuellen Förderplan mit konkret beschriebenen Lerninhalten. „Außerhalb des klassischen Schulsystem fällt es den Schülern dann leichter, dem Unterricht zu folgen, und es bieten sich neuen Chancen, sie ans Lernen und mittelfristig an Leistungen heranzuführen“, macht Krause deutlich.

Mit Extremsituationen gegen Frustrationserfahrungen

Wichtigstes Charakteristikum des Off-Road-Konzepts ist vor allem seine erlebnispädagogische Komponente. Denn bei einer Off-Road-Klassenfahrt geht es nicht um Urlaub und Spaß. Es geht darum, die eigenen Grenzen zu erfahren und längst verschüttetes Selbstvertrauen zu entwickeln. „Eigene Stärken und Schwächen in Extremsituationen kennen zu lernen, das Gefühl zu erleben: ‚Ich hab’s geschafft!‘, führt vielfach dazu, dass Jugendliche sich auch generell wieder mehr zutrauen, auch mit Frustration aus dem Unterricht besser klar kommen“, so der Pädagoge.

Mit einem Minimum an Budget geht es auch kilometermäßig auf einen beschwerlichen Weg, der immer wieder Entbehrungen und Überwindungen kostet. „Wir haben mit dieser Wahnsinnsreise mit dem Fahrrad nach England begonnen und schon in Duisburg haben drei Teilnehmer ihre Fahrräder in die Ecke geworfen“, erinnert sich Maser-Winkels. „Da mussten dann alle warten und gemeinsam durch.“ Denn die Gruppe kommt immer nur dann weiter, wenn die Konflikte gemeinsam gelöst sind – so die Off-Road-Philosophie. „Und da die Reisen nicht selten in absoluter Einsamkeit stattfinden, kann man sich nicht mal eben in die nächste S-Bahn setzen und nach Hause fahren“, ergänzt Krause.

Ziel: Neues Selbstvertrauen für den Schulalltag

Die Gruppe ist – und das ist der Sinn des Ganzen – aneinander gebunden und aufeinander angewiesen. In einem fremden Land, auf unbekanntem Terrain gibt es kein Heimspiel. „Natürlich wird dann auch mal gesagt: ‚Gut, wir machen jetzt eine Pause und zelten dann hier. Aber morgen geht es wieder weiter.‘ Dann werden die schwächeren Jugendlichen auch motiviert, diesen Ehrgeiz zu entwickeln, das geplante Zeitfenster einzuhalten.“

Die Belohnung gibt es dann doch noch am Schluss einer anstrengenden Reise: Zwei Tage am Strand, eine Rodel-Tour oder eine Grill-Party, verbunden mit dem Gefühl, durch die eigene Leistung etwas Außergewöhnliches erreicht zu haben. Das gibt Selbstvertrauen, auch für den Schulalltag. Und schafft die Voraussetzungen, um nach einem Jahr Off-Road zurückzukehren. Über eine sanfte Annäherung – per Probeunterricht beispielsweise – geht es zurück an die Förderschule, oder sogar an eine Haupt- oder Realschule, um einen qualifizierten Schulabschluss anzustreben – dem langfristigen Ziel, das durch Off-Road wieder eröffnet wird.

„Die Schülerinnen und Schüler haben erfahren, wie die Zeit in der Natur ohne Handy, ohne Flachbildschirm, ohne Internet und Computerspiele, ohne die gewohnte Peergroup und auch ohne Eltern und Wohngruppen aussehen kann. Und sie haben vor allem erlebt, wie Probleme in Grenzsituationen durch gemeinsames Handeln erfolgreich gelöst werden können und die intensive Auseinandersetzung mit sich selbst das Selbstwertgefühl steigert.“

Jasha Dahlmann, „Off-Road“-Lehrer

„EPSO“ erprobt „Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung“

Szenenwechsel, Essen-Altendorf im Jahr 2003. Ein „Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf“, wie entwicklungsbenachteiligte Stadtteile im offiziellen Sprachgebrauch genannt werden. Verhaltensauffälligkeiten, Störungen des Unterrichts, Lernschwächen: Oft wird erst in der Grundschule erkannt, welche Kinder für eine einigermaßen erfolgreiche schulische Entwicklung auch einer erhöhten pädagogischen Förderung bedürfen.

Frühzeitige intensivpädagogische Prävention ist nötig, so fordern die Fachleute, um Schulkarrieren zu verhindern, die einer Abwärtsspirale von Misserfolgserlebnissen, Frustration und Verweigerung folgen. Mit einem Hilfeangebot, das in der Schule ansetzt und gleichzeitig auch die betroffenen Familien erreicht. So wird die Hüttmannschule Standort eines engagierten Pilotprojekts zwischen Schule und Jugendhilfe. Das wissenschaftliche Begleitprojekt „EPSO“ der Universität Koblenz soll ermitteln, ob das sozialräumlich angelegte Konzept der „Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung“ Sinn macht.

Zwei Jahre später gilt das Projekt an der Hüttmannschule als Erfolgsmodell. An fünf Grundschulen in Essen-Altendorf, Frohnhausen und Holsterhausen hat sich das Konzept bis heute etabliert. Und auch im Essener Süden ist zum Schuljahresbeginn 2011 ein vergleichbares Präventionsprojekt vorgesehen, das viel mehr beinhaltet, als der Begriff „Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung“ zunächst vermuten lässt.

Schwellenängste der Eltern abbauen

„Der Name ist bewusst so gewählt, um den Eltern Schwellenängste zu nehmen und einen Stigmatisierungseffekt zu vermeiden“, erläutert Ulrich Leggereit, Bereichsleiter „Soziale Dienste“ des Diakoniewerks Essen. „Tatsächlich handelt es sich um ein intensivpädagogisches Programm, das an der Schule als bekanntem Ort ansetzt und durch eine gezielte Elternarbeit auch die gesamte familiäre Situation stabilisiert.“

In einem anonymen Screening-Verfahren ermitteln Schule, Diakoniewerk, Jugendamt und das Jugendpsychologische Institut gemeinsam die für die Nachmittagsbetreuung in Frage kommenden Kinder. Im Anschluss folgt das Gespräch mit den Eltern, die freiwillig entscheiden, ob ihre Kinder am Programm teilnehmen sollen. „Hier erleben wir eine sehr hohe Zustimmung, da das Angebot bei den Kindern sehr beliebt ist und eine Teilnahme nicht durch aufwändige formale Antragsverfahren erschwert wird“, so Leggereit.

Kindgerechter Pädagogik-Mix

Jeweils zwölf Kinder bilden eine alters- und schuljahresübergreifende heterogene

Elternfinanzierte Betreuung von 8.00 bis 13.00 Uhr: In der Entwicklung passgenauer Betreuungskonzepte für Grundschulen – wie hier in der Schule am Lönsberg in Essen-Bergerhausen — verfügt das Diakoniewerk über jahrelange Erfahrung.

Gruppe. Dreimal in der Woche findet die Nachmittagsbetreuung statt – die Teilnahme ist verbindlich, ebenso wie die aktive Mitwirkung der Eltern und der Schule. Gearbeitet wird nach einem mit den Eltern abgestimmten Kurzhilfeplan, der einen deutlich höheren Personalschlüssel und qualifiziertere Mitarbeiter vorsieht, als es im Rahmen der Offenen Ganztagsschule möglich ist, die die Kinder an den anderen beiden Nachmittagen besuchen.

Über spielerische Diagnostikverfahren verschaffen sich die Pädagogen zunächst einen genaueren Eindruck über Defizite und Ressourcen. „Danach läuft ein abwechslungsreiches kindgerechtes Programm, das neben pädagogisch-therapeutischen Interventionen auch freizeitpädagogische Anteile enthält“, macht Leggereit deutlich. Konzentrationsübungen und Coolnesstraining aber auch Entspannungstechniken, Phantasiereisen und Rollenspiele bis hin zu Tagesausflügen und besonderen Übernachtungsaktionen wechseln sich ab.

Mit Elternarbeit gegen kalte Pommes

„Neben dem Austausch mit der Schule und dem Sozialen Dienst des Jugendamtes werden auch die Eltern anhand von regelmäßigen Entwicklungsberichten über die Fortschritte der Kinder auf dem Laufenden gehalten“, ergänzt der Jugendhilfe-Experte. „Wir bieten regelmäßige Sprechstunden an und besuchen die Eltern auch direkt vor Ort. Zudem laden wir sie auch gezielt zu Elternbildungsangeboten ein“, so Leggereit, dem gerade die Weitergabe von praxisnahen Tipps wichtig ist. „Viele Kinder haben zwar schon einen eigenen Fernseher im Zimmer, aber noch nie eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen bekommen. Und kalte Pommes vom Vortag als Pausenbrot zeigen, welche Bedeutung die kontinuierliche Elternbeteiligung und Elternbildung im Gesamtkonzept einnehmen.“

„Sowohl die Berliner Schule als auch die Gervinusschule berichten, dass sie hinsichtlich der Zusammenarbeit mit der Jugendhilfe ausgesprochen positive Resonanz und durchgängig Akzeptanz und Zustimmung bei den Eltern fanden. Alle Eltern hatten sich für Förder- und Hilfeangebote geöffnet. [...]

Die Schulen berichten weiterhin von intensiven und kontinuierlichen Elterngesprächen ohne unnötigen Zeitdruck, von einer vertrauensvollen Atmosphäre im Dreiecksverhältnis Jugendhilfe, Schule, Adressaten, von verlässlichen Zielvereinbarungen und Folgeterminen und von erfolgreich verlaufend aktivierender Elternarbeit.“

Udo Thelen, Jugendhilfeplaner des Jugendamtes der Stadt Essen, Januar 2011

Mindestens ein Schuljahr lang sind die Kinder normalerweise in der Gruppe. Danach läuft mit allen Beteiligten eine Bedarfsfeststellung, in der auch weiterführende Hilfemöglichkeiten geprüft und wenn nötig unbürokratisch aus einer Hand geleistet werden können. Angebote, die aber durch die Erfolge häufig nicht mehr notwendig sind. „Dadurch, dass durch die Nachmittagsbetreuung wesentlich teurere Hilfeformen präventiv verhindern werden können, lohnt sich die Investition auch aus Kostengründen. Fachlich und finanziell gesehen ist die hier vorgenommene systematisch abgestimmte Zusammenführung von Schule und Jugendhilfe jedenfalls das System der Zukunft“, ist Leggereit vom langfristigen Erfolg des Präventionsmodells fest überzeugt.

Pädagogen-Runde: Michael Krause, Erziehungsleiter des Karl-Schreiner-Haus im Gespräch mit Einrichtungsleiterin Rosa Maser-Winkels, Ulrich Leggereit, Leiter der Sozialen Dienste, und Jörg Lehmann, Fachlicher Leiter der Jugend- und Familienhilfe (von links).

Zum Modell- und Forschungsprojekt „EPSO“

Das Modell- und Forschungsprojekt EPSO zur „Evaluation präventiver und sozialräumlich orientierter Jugend- und Erziehungshilfen in vier Essener Stadtteilen“ startete im Januar 2003 unter Beteiligung von im Projektgebiet aktiven Freien Trägern, sowie den Leitungskräften und MitarbeiterInnen der zuständigen Bezirksstellen des Allgemeinen Sozialen Dienstes. Nach einer Entwicklungs- und Planungsphase in projektbezogenen Arbeitsgruppen nahmen ab Oktober 2003 die stadtteilbezogenen Modellaktivitäten präventiver Jugendhilfe ihre Arbeit auf, wurden durch die Universität Koblenz-Landau wissenschaftlich begleitet und im Hinblick auf die Projektfragestellung evaluiert.
Aus: Birgit Kalter, Christian Schrapper: Modell- und Forschungsprojekt EPSO, Projektkurzbericht, Universität Koblenz-Landau, Januar 2005.

Nach Schulschluss vor Ort: Das Pädagoginnen-Team ist zurzeit an insgesamt fünf Essener Grundschulen im Einsatz.

Übersicht: Die Schulprojekte im Vergleich

	Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung:	Jugendhilfe- und Schulprojekt „Off-Road“:	Team Mobilé:
Beginn:	2003 mit Pilot-Projekt an der Hüttmannschule	Schuljahresbeginn 2007/2008	Schuljahresbeginn 2008/2009
Standort:	5 Grundschul-Standorte	Ausgelagerte Schulklasse der Nelli-Neumann-Schule im Karl-Schreiner-Haus	Kompetenzzentrum der Förderschule am Steeler Tor
Zeitlicher Rahmen:	3 Nachmittage pro Woche	Vormittagsunterricht analog zum Schulbetrieb mit Schwerpunkt auf Exkursionen und Freizeiten	Aufsuchende Einzelfallhilfe
Schülerstruktur:	Jeweils 12 Grundschulkinder altersgemischt in einer Gruppe	10 Plätze für Schülerinnen und Schüler im Alter von 12–16 Jahren	Zuständigkeit für rund 270 Kinder und Jugendliche in 3 Kitas, 21 Grundschulen und 4 Hauptschulen des Stadtbezirks
Konzept:	Niedrigschwellige und sozialraumorientierte (intensiv-)pädagogische Betreuung von auffälligen Kindern innerhalb des gewohnten Schulumfelds	Außerschulischer Lernort für Schulverweigerer mit stark erlebnispädagogischem Anteil	Präventive individuelle Maßnahmen für verhaltens- und lernauffällige Kinder
Ziel:	Entwicklungsförderung gemäß Kurzhilfeplan zur Stabilisierung der schulischen und familiären Situation	Alternative Beschulung gemäß Hilfeplan und Rückführung in die Regelschule mit Chance auf Schulabschluss	Verhinderung oder Verschiebung des Sonderschulaufnahmeverfahrens
Kooperationspartner:	Diakoniewerk Essen, beteiligte Grundschulen, Jugendamt, Jugendpsychologisches Institut	Diakoniewerk Essen, Nelli-Neumann-Schule, Schulverwaltungsamt, Jugendamt	Diakoniewerk Essen, Förderschule am Steeler Tor, beteiligte Kindertagesstätten und Schulen, Jugendamt

Team Mobilé immer im Tandem unterwegs

Recht kurzfristige Erfolge hat dagegen das „Team Mobilé“ im Blick. Mit dem Schuljahresbeginn 2008 ins Leben gerufen, bildet es eine überaus flexibel angelegte Eingreiftruppe zur Förderung einzelner Schülerinnen und Schüler.

Denn von seinem Sitz im Kompetenzzentrum der Förderschule am Steeler Tor aus ist das vierköpfige Jugendhilfeteam des Karl-Schreiner-Hauses des Diakoniewerks für diejenigen Kinder zuständig, denen aufgrund von Lern- und Verhaltensauffälligkeiten das Sonderschulaufnahmeverfahren droht.

Zuständig ist es, so ist es mit dem Jugendamt vereinbart, für den gesamten Bezirk – also für zurzeit 21 Grundschulen, vier Hauptschulen und drei Kindertagesstätten. „Das sind rund 150 Kinder pro Schuljahr“, verdeutlicht Michael Krause, der sich in regelmäßigen Teamsitzungen über die aktuellen Entwicklungen informiert. „Der Bedarf wird von der jeweiligen Grundschule gemeldet“, beschreibt Krause das Verfahren. Im Tandem mit den Sonderpädagogen der Förderschulen werden dann im Rahmen von Unterrichtshospitationen und im Gespräch mit Schule und Eltern gemeinsame pädagogische Maßnahmen entwickelt.

Gemeinsam das Stigma „Förderschüler“ vermeiden

„Ziel ist es, die Aufnahmeverfahren nach hinten zu schieben oder ganz zu verhindern“, unterstreicht Krause. Zum einen, um Kindern das frühzeitige Stigma des „Förderschülers“ zu ersparen. „Zum anderen ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder dann auch außerhalb der Schule auffällig werden, relativ groß“, weist Einrichtungsleiterin Rosa Maser-Winkels auf einen deutlichen Zusammenhang zwischen Schulkarriere und außerschulischer Entwicklung hin. Ohnehin sind die Förderschulen mehr als ausgelastet. Und nach Schulschluss, so beobachten es die Experten, geht es in so manch einem Stadtteil richtig rund.

Frühzeitige Prävention ist auch hier das Stichwort. „Entscheidend ist auch, in wie weit die Eltern die entwickelten Angebote – etwa in Form von Erziehungsberatung – annehmen. Dann ist die Chance hoch, dass die Kinder an den Grundschulen gehalten werden können“, so Krause. Natürlich, und das weiß der Pädagoge, „ist das Team Mobilé in gewisser Weise ein Luxusgut. Auf der anderen Seite trägt es auf lange Sicht mit Sicherheit dazu bei, eine Erhöhung der stationären Ausgaben innerhalb der Stadt zu vermeiden.“

Hintergrund: Das Team Mobilé in Zahlen

Seit August 2008 wurden 203 Schüler aus 14 Nationen betreut.

78,8 % der Schüler waren im Alter von 6–12 Jahren.

52,7 % waren deutsche Schüler.

61 % der betreuten Schüler waren Jungen.

25 % der Schüler waren bereits Förderschüler.

In 85 % aller Anfragen wurde das Team Mobilé über die Klassenlehrer der Schüler angesprochen.

61,9 % der vereinbarten Ziele der Anfrage wurden erreicht.

63 % aller Schüler, die noch nicht an einer Förderschule waren, blieben an der Regelschule.

Neue Chancen für junge Wohnunglose? Experten der Jugend- und Gefährdetenhilfe im Ideen-Workshop

Mehr als 150 junge Erwachsene im Alter von 18 – 21 Jahren werden derzeit von der Zentralen Beratungsstelle für Wohnungslose betreut, Tendenz steigend. Klassische Angebote der Jugend- und Gefährdetenhilfe werden diesem Klientel nicht gerecht — da sind die Experten sich einig. So droht schon früh ein endgültiges Abrutschen in die Drogen- und Wohnungslosenszene.

Die beiden zuständigen Fachlichen Leiter Antonius Holz (links) und Jörg Lehmann (rechts) leiten die Arbeitsgruppe des Diakoniewerks, in der Experten aus der Jugendhilfe und der Gefährdetenhilfe gleichermaßen beteiligt sind.

Noch wäre ein Ausstieg möglich – allerdings müsste dafür ein unkonventionelles Angebot installiert werden, an dem alle Beteiligten – auch über Amtsgrenzen hinweg – an einem Strang ziehen. Wie dies konkret aussehen könnte?

Die beiden zuständigen Fachlichen Leiter Antonius Holz (Gefährdetenhilfe) und Jörg Lehmann (Jugendhilfe) erläutern die Hintergründe und erste konzeptionelle Überlegungen, die eine aus Jugendhilfe- und Gefährdetenhilfe-Experten zusammengestellte interne Arbeitsgruppe bereits entwickelt hat.

Wie kommt es eigentlich dazu, dass es für junge Wohnungslose Ihrer Meinung nach bisher noch keine ausreichenden Angebotsstrukturen gibt?

Antonius Holz: Die grundsätzliche Problematik liegt darin, dass sich bei dieser Zielgruppe von der Gesetzesstruktur her verschiedene Zuständigkeiten überlappen. Wir haben da zunächst einmal die Jugendhilfe, die beansprucht werden kann. Auf der anderen Seite ist auch der Sozialhilfebereich bei Volljährigkeit ab 18 Jahren zuständig. Hinzu kommt der Bereich, der mit Arbeit, Beschäftigung und Ausbildung zu tun hat – also bei unter 25-jährigen die ARGE. Alle drei Hilfesysteme befassen sich in unterschiedlicher Form mit dieser Nahtstelle hier.

Das hört sich doch zunächst einmal gut an, wenn mehrere Stellen in der Verantwortung stehen.

Jörg Lehmann: Na ja, diese Konstellation bietet andererseits auch genügend Lücken. So tendiert etwa die Jugendhilfe dazu, sich bei Personen, die über 18 sind und bei denen die Jugendhilfemaßnahmen zwischenzeitlich unterbrochen wurden, nicht mehr zuständig zu sein. Hier handelt es sich tatsächlich um Soll- und Kannvorschriften, die auch immer unterschiedlich interpretierbar sind. Beispielsweise kann ein Jugendlicher, der Jugendhilfeleistungen beziehen möchte, nicht einfach sagen: „Ich benötige eine Wohnung, Geld, eine Ausbildungsstelle“, sondern der muss zum Ausdruck bringen: „Ich möchte erzieherische Unterstützung in meiner Persönlichkeitsentwicklung.“ Das tut ein junger Erwachsener in diesem Alter eigentlich eher selten.

„Ein Jugendlicher kann nicht einfach sagen: Ich benötige eine Wohnung, Geld, eine Ausbildungsstelle.“

Was passiert denn, wenn das Jugendamt die Zuständigkeit abgelehnt hat?

Lehmann: Dann kommen sie als junge Erwachsene mit dem Jugendamt erst dann eventuell wieder ins Gespräch, wenn auch andere Kostenträger abblocken. Beispielsweise gibt es viele Jugendliche, bei denen diagnostizierte psychische Probleme vorliegen. Die tauchen dann etwa in unserem Übergangswohnheim für Menschen mit psychischer Erkrankung, dem Haus Laarmannstraße, auf. Diese werden dann zum Teil auch über die Jugendhilfe finanziert, obwohl eine zwischenzeitliche Unterbrechung vorlag. Aber dies dann häufig auch erst in Folge einer juristischen Diskussion mit dem Landschaftsverband.

Nun kommt ja nicht für jeden der angesprochenen jungen Erwachsenen eine psychiatrische Einrichtung als angemessene Hilfeleistung in Frage.

Holz: Nein, das greift nur im Bereich der seelischen Behinderung. Bei jungen Menschen in sozialen Schwierigkeiten wird das ganze noch komplizierter – beispielsweise hinsichtlich von Betreuungsleistungen in der eigenen Wohnung. Da passiert es noch viel häufiger, dass das Jugendamt zu dem Ergebnis kommt, dass es nicht mehr zuständig ist. Entweder aufgrund der formalen Unterbrechung oder weil derjenige nicht motiviert genug scheint. In diesem Fall ist dann auch unmittelbar der örtliche oder überörtliche Sozialhilfeträger zuständig. Aber die Leistungen, die das Sozialamt gewährt, sind sehr eingeschränkt und greifen häufig recht kurz. Das heißt, es kümmert sich zunächst darum, dass jemand eine Wohnung bekommt und allenfalls um zwei bis drei Stunden Betreuung zur Sicherung der Grundbedürfnisse, damit der Wohnraum sauber gehalten wird und nicht verloren geht.

„Auch wer bei den Eltern rausgeflogen ist, kommt in die Beratungsstelle für Wohnungslose – was gar nicht der Sinn ist.“

Antonius Holz, Fachlicher Leiter der Gefährdetenhilfe.

All das führt dazu, dass Jugendliche dann das Sozialzentrum Maxstraße aufsuchen?

Holz: Genau, wenn sie zum Beispiel bei ihren Eltern rausgeflogen sind und auf der Straße leben, kommen sie zu uns in die Beratungsstelle für Wohnungslose. Was aber ja eigentlich gar nicht der Sinn der Geschichte ist. Denn da läuft beispielsweise ein 19-jähriger auf, der in seiner Familie im Stadtteil in schwierigsten Verhältnissen gelebt hat und eventuell auch Heimerfahrungen hinter sich hat, aber bisher in keiner Weise in der Drogen- und Wohnungslosenszene sozialisiert ist. Der hängt zurzeit auf der Straße ab, hat natürlich kaum jemanden und kommt mit seinem Hilfebedarf in den niedrigschwelligen Beratungsbereich.

Und in diesem Moment fehlen adäquate Unterstützungsangebote?

Holz: So ist es. Denn genau jetzt besteht vielleicht letztmals die Möglichkeit, einzugreifen, und ihm eine Alternative zu im schlimmsten Fall jahrzehntelanger Wohnungslosigkeit inklusive Sucht- und Drogenkarriere anzubieten. Wir sind der Meinung, dass für viele von ihnen in diesem Alter noch eine Chance besteht, einen Ausstieg zu finden. Denn jetzt kann man noch eine Ausbildung machen, jetzt gibt es noch Möglichkeiten, jetzt sind auch noch Nachreifungsprozesse anzuleiern. Das ist irgendwann ab 25 oder 30 Jahren nicht mehr möglich – und viele von ihnen landen dann letztendlich langfristig in einer Spezialeinrichtung für ehemalige Wohnungslose.

„Jetzt kann man noch eine Ausbildung machen, Nachreifungsprozesse anleiern. Das ist irgendwann nicht mehr möglich."

Wie müsste so ein Angebot denn überhaupt aussehen, damit es von den Jugendlichen auch angenommen werden würde?

Lehmann: Zunächst einmal müsste die Einrichtung – und ich denke dabei durchaus auch an eine Clearingstelle – einen deutlich lockereren Charakter als vergleichbare Angebote aufweisen. Denn viele der hier angesprochenen jungen Erwachsenen haben bereits eine Heimkarriere hinter sich. Sie sind zwar generell offen für Hilfe, aber gegen alles, was mit „Heim" im klassischen Sinne zu tun hat. Ein 20-jähriger, der sich in Freiheit entwickeln möchte, der will diese Zwänge, solch ein Regelwerk nicht. Deshalb benötigen wir ganz andere und sehr kreative Lösungen.

„Sie sind zwar generell offen für Hilfe, aber gegen alles, was mit ‚Heim' zu tun hat."

Was sind die Kennzeichen dieses von Ihnen angedachten Konzepts?

Lehmann: Uns schwebt dabei ein Modell vor, das unmittelbar Soforthilfe für Menschen von der Straße bietet und sich dann direkt am jeweiligen Einzelfall orientiert. Und dies darf dann im ersten Schritt eben nicht sofort an Forderungen gekoppelt sein. Zunächst einmal kann es nur darum gehen, die Grundbedürfnisse zu befriedigen und Angebote bereit zu stellen, in denen der Jugendliche erstmal zur Ruhe kommen kann. Mit denen, die wollen, geht es dann zielorientiert weiter und zwar mit jugendhilfeerfahrenem, hochqualifiziertem Personal. Dieses soll über genügend zeitliche Ressourcen verfügen, um in dieser ersten schwierigen Phase der Motivation Kontaktmöglichkeiten anbieten und Vertrauen aufbauen zu können, um gemeinsam einen individuell abgestimmten Weg zu finden. Versorgung und Betreuung, ein hoher Grad an Selbstbestimmung – auch in der Wahl der Angebote, das wären unserer Meinung nach die wesentlichen Aspekte.

Wie viele Jugendliche könnten Sie mit einer solchen Spezialeinrichtung Ihrer Meinung nach erreichen?

Lehmann: Wir gehen davon aus, dass potenziell mehr als 500 junge Erwachsene über ein in dieser Form ausgerichtetes Konzept zu erreichen sind.

Wer ist innerhalb des Diakoniewerks an diesen Überlegungen beteiligt?

Holz: Es ist mir sehr daran gelegen – und das ist ja hier auch gerade das Entscheidende – dass dies eindeutig ein Gemeinschaftsprojekt von Experten aus der Jugend- sowie aus der Gefährdetenhilfe ist. Denn an dieser Stelle sind wir von beiden Seiten her verantwortlich. Wir benötigen explizit die Erfahrung der Mitarbeitenden aus beiden Bereichen – wie schon jetzt, in der Projektplanung deutlich wird.

Jörg Lehmann, Fachlicher Leiter der Jugend- und Familienhilfe.

„Uns schwebt ein Modell vor, das unmittelbar Soforthilfe bietet und sich direkt am jeweiligen Einzelfall orientiert."

Wie weit sind die Gespräche in diesem Prozess bereits mit den Kooperationspartnern auf städtischer Ebene?

Holz: Voraussetzung für einen solchen Weg ist der gemeinsame Konsens von allen, die an der Hilfeleistung beteiligt sind. Wir haben das in Essen bereits vordiskutiert – gemeinsam mit dem Sozialamt, dem Jugendamt und der ARGE. Neben dem gemeinsamen Willen benötigen wir jetzt eine engagierte Arbeitsgruppe – dann bin ich, was die Qualität des Ergebnisses her angeht, sehr zuversichtlich.

„Voraussetzung ist der gemeinsame Konsens von allen, die an der Hilfeleistung beteiligt sind."

Das Interview führte Bernhard Munzel.

Handlungsziele:

„Ein wesentliches Ziel ist die Realisierung und Sicherstellung der Grundrechte, der materiellen Hilfen, dem Grundrecht auf Wohnen, körperliche Unversehrtheit, die freie Entfaltung der Persönlichkeit sowie die Wahrung der Privat- und Intimsphäre. Die Beratungs- und Betreuungsarbeit orientiert sich an den Ressourcen der jungen Erwachsenen. Die Eigenverantwortung, Entscheidungsfreiheit und das Prinzip der Selbsthilfe muss gewährleistet sein.

Beratungs- und Betreuungsangebote werden im Sinne von Case-Management vernetzt und sind aufeinander abgestimmt. Mit Kooperationspartnern werden nach Möglichkeit schriftliche Kooperationsverträge abgeschlossen. Es wird angestrebt, dass die Kooperationspartner bedarfsorientierte Hilfe/Beratung vor Ort in der Stammeinrichtung anbieten. Hierzu können im Einzelfall Termine mit den Betreuern und Bewohnern abgesprochen werden. Hierdurch sollen Kontaktangst, Hemmungen im Umgang mit Ämtern und Diensten auf Seiten der jungen Erwachsenen abgebaut und erste Kontakte zu den Diensten hergestellt werden bzw. wieder belebt werden.“

Auszug aus: Konzeption – Rohfassung, Februar 2011.

Regelmäßiger Austausch: Der erste Konzeptentwurf der Expertenrunde ist bereits entwickelt.

„Die Welt ist bunt“: Gemeinschafts-Kunst als inklusiver Impuls in der Behindertenhilfe

Seit knapp 20 Jahren arbeitet der Künstler Werner Cüppers als Diplom-Sozialarbeiter im Wilhelm-Becker-Haus, einer Wohneinrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung. Gemeinsam mit Dr. Harald Pfannkuch, Fachlicher Leiter der Behindertenhilfe des Diakoniewerks Essen, und den Bewohnern Thomas Iwan und Martin Kaminski sprachen wir dort über die Bedeutung von Kunst in der Behindertenhilfe, über Integration und Inklusion und über erstaunliche Entwicklungen in der Entstehung und Wirkung von gemeinschaftlichen Kunstprojekten.

Gemeinsame Vorabeiten: Der „Schutzschirm für die Natur“ wurde auf dem Gelände des Freizeithauses Bremervörde gestaltet und anschließend als „Land-Art-Jahresprojekt“ vor dem Wilhelm-Becker-Haus installiert.

Kommt man ins Wilhelm-Becker-Haus hinein, ist die Bedeutung des Themas „Kunst“ kaum zu übersehen. Und auch vor der Einbeziehung des Außengeländes wird neuerdings kein Halt mehr gemacht.

Werner Cüppers (lacht): Ja, das stimmt, und die Reaktion der Besucher ist unglaublich. Ob Nachbar oder Fachmann, die Leute sprechen mich auf die Installation vor dem Haus an und setzen sich damit auseinander. Und das ist auch notwendig, denn gerade diese Art von Kunst lässt sich ja nicht so leicht begreifen, sie wäre zu einfach, wenn sie so offensichtlich wäre, so dass jeder sagt „Aha – ist ja Kunst“. Nein, das verlangt von dem Betrachter, dass er sich dafür interessiert, sich dareinarbeitet, hineindenkt, egal mit welchem Ergebnis, ob ablehnend oder zustimmend.

„Die Reaktion der Besucher ist unglaublich.“

Dr. Harald Pfannkuch: Ich komme ja manchmal hier einfach so reingeschneit und als ich das erste Mal die Stäbe da draußen auf dem Gelände sah, hatte ich erst mal keinen unmittelbaren Zugang dazu. Aber dann fing das allmählich an, mir wurden ein paar Dinge dazu erklärt, man war dann immer wieder im Dialog. Es ist mir eben nicht gelungen, es zu übersehen oder zu ignorieren und damit ist der erste Zweck ja schon absolut erreicht. Nämlich: Man muss sich damit auseinandersetzen. Dann wurde die Brücke gebaut, das heißt, die Kommunikation dazu, zur Idee dieses „Land-Art-Jahresprojekts“. Und ich hab dann auch so langsam angefangen, zu verstehen, was dahinter steckt. Vom Produktionsprozess bis hin zum Aspekt der Inklusion, bis hin dazu, dass so etwas nicht zerstört worden ist, obwohl es von der Struktur her dazu ja einlädt. Es hat zu einer gewissen Achtung geführt, als integrativer Bestandteil der Einrichtung, als Ausdruck der Menschenwürde, der Wertschätzung. Aber auch innerhalb der Einrichtung begegnen einem auf jeder Etage unterschiedliche Bilder und Kunstwerke, die hier im Wilhelm-Becker-Haus entstanden sind.

Cüppers: Und das setzt sich in den Zimmern der künstlerisch aktiven Bewohner natürlich noch fort. Der Thomas Iwan beispielsweise hat locker 40 bis 50 eigene, getauschte und geschenkte Bilder in seinem Zimmer hängen. Der kommt allerdings auch schon seit Jahren regelmäßig mittwochs in die Malgruppe.

Thomas Iwan: Das mache ich sogar lieber als Fernsehen.

Cüppers: Und was wirklich total spannend ist, ist die persönliche Entwicklung über all die Jahre hinweg. Denn das aktuelle Bild von Thomas ist die erste Arbeit, bei der Thomas nicht mehr eingeengt in Streifen, Flächen und abgegrenzten Kästchen malt, sondern anfängt, Linien aufzulösen. Dabei ist er eigentlich ein Mensch, der genau so in seinem ganzen Leben geordnet ist, pingelig ist – da darf nichts an einem anderen Platz liegen. Und so hat er jahrelang auch gemalt. Aber mit dem Bild, das jetzt entstanden ist, hat er viel freier, viel gelöster losgemalt. Das ist ein hochinteressanter Prozess, der auch in einem so hohen Alter von Mitte 50 noch die Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigt.

„Das ist gut gemalt, ein gutes Gefühl.“

Werner Cüppers, Künstler und Sozialarbeiter, prägt seit Jahren die Entwicklung der künstlerischen Arbeit im Wilhelm-Becker-Haus.

Cüppers: Der Martin denkt sich zum Beispiel schon vorab ein genaues Konzept aus, bevor er überhaupt loslegt.

Martin Kaminski: Ja genau, immer wenn etwas interessant ist, hab ich eine Idee. Ich mal dann erstmal die Rahmen, erstmal rot an. Dann Nürnberg.

Warum gerade Nürnberg?

Kaminski: Weil Mama und Papa da Urlaub machen. Das wird ein Geschenk. Für den Hochzeitstag.

Cüppers: Das war der Anlass und den hat er dann so umgesetzt. Genauso spannend, wie die Geschichte zu dem Langeoog-Bild.

Kaminski: Da war ich mit meiner Schwester Viola in Langeoog. Das macht Spaß, das zu malen, das ist gut gemalt, ein gutes Gefühl.

Sogar „beliebter als Fernsehen“: Dr. Harald Pfannkuch, Fachlicher Leiter der Behindertenhilfe (links) und Sozialarbeiter Werner Cüppers (rechts) begutachten die Werke von Martin Kaminski (Mitte) und Thomas Iwan, die in der Kunstgruppe des Wilhelm-Becker-Hauses entstanden sind.

Und wie kam es zu der Idee, das Bild-Motiv dann aufs T-Shirt zu drucken?

Kaminski: Mein Neffe hat eine kleine Schwester bekommen und dann hab ich mir das ausgedacht, das T-Shirt zu drucken – eins für mich und eins für meinen Neffen zum Verschenken. Und dann hab ich das im Laden draufdrucken lassen, da gibt es nur zwei Stück von.

Cüppers: Und vielleicht ja auch irgendwann mehr, wenn der Bürgermeister von Langeoog auf die Idee kommt, das Motiv zu verwerten und die Rechte zu kaufen. Wir haben da eine Offerte hingeschickt und tatsächlich auch eine Antwort bekommen. Die überlegen sich jetzt, ob sie das eventuell mit dem Werbe- und Touristikverein etwa im Logo- oder Prospektbereich zu nutzen. Wir sind gespannt auf die Antwort.

„Ich bringe meine eigene Möglichkeit in eine Gesamtheit, in ein neues Werk ein.“

Dr. Pfannkuch: Wenn Kunst wieder unmittelbar Zweck macht, entsteht ja genau die Dynamik, dass so etwas überhaupt erst möglich wird. Dieser Effekt, dass etwas produziert wird, dass auf der einen Seite persönlicher Ausdruck ist und auf der anderen Seite eine Qualität entwickelt, die sozial Beachtung findet, das ist wirklich das Besondere hier.

„Das ist einfach genial – genial von seiner Vielfältigkeit, von seiner Dialogmöglichkeit und von seiner Wirkung.“

Die aktuellen Kunstprojekte basieren auf einer ganz neuen Arbeitsform. Wie kam es dazu?

Cüppers: Bei den Projekten, die wir jetzt neuerdings entwickeln, steht im Vordergrund: Ich bringe meine eigene Möglichkeit in eine Gesamtheit, in ein neues Werk ein. Das basiert natürlich auf jahrelanger Vorarbeit, in denen wir unseren Künstlern Materialien angeboten und Techniken vermittelt haben, um ihre gestalterischen Ausdrucksmöglichkeiten zu intensivieren, zu erweitern und neue Formen zu finden. Und die sind so unheimlich unterschiedlich, dass ich als Maler von jedem einzelnen ein Stück mitnehme, so wie der Andere auch von mir partizipiert. Und genau so ist der Gedanke ja auch entstanden: Mensch, der macht doch viele Sachen, an denen ich dran arbeiten muss, ich käme gar nicht auf diese Ideen. Warum sollen wir dann nicht alle gemeinsam an einem Projekt arbeiten?

Dr. Pfannkuch: Und das kommt dann auch ganz nah daran, was eigentlich mit dem Begriff der Inklusion im Kern gemeint ist: Das aktive Zutun ist es ja gerade, das den Unterschied gegenüber der Integration ausmacht. Und dafür benötigen wir Mitarbeiter wie Werner Cüppers, die das Medium der Kunst mit einer bestimmten Intention verwenden. Nicht, um irgendjemanden zu bestimmten Äußerungen zu verhelfen, sondern um die Unmittelbarkeit, in der ein Projekt gemeinsam auf Augenhöhe entsteht, in den Mittelpunkt zu stellen. Das ist einfach genial – genial von seiner Vielfältigkeit, von seiner Dialogmöglichkeit und von seiner Wirkung, die das Kunstwerk erzielt.

Cüppers: Wobei wir diese Methode natürlich nicht erfunden haben, gerade im Kunstbereich nicht, wenn man einmal an die Arbeitstechnik der Druckermaler denkt. Die haben genau so gearbeitet und voneinander gelernt. Da gibt es eine Übungsmethode, den „Rundlauf“: Ähnlich wie wir das vom Tischtennis kennen, machten die das mit Staffeleien. Da malten dann beispielsweise fünf Leute, die wechselten jeweils nach zwei Minuten die Staffelei.

„Es ist völlig egal, ob jemand behindert ist, oder ob ich das als nichtbehinderter Mensch mache.“

Was bedeutet diese Verfahren bei der Entstehung von Kunst im Hinblick auf zukünftige Ausstellungen?

Cüppers: Bisher erfährt man natürlich immer wieder die Reaktion – und das ist sicherlich auch eine große Diskussion – „Können geistig behinderte Menschen überhaupt Kunst machen? Was gehört überhaupt zur Kunst, damit man sie überhaupt Kunst nennen kann?“ Da gibt es Standpunkte, die sind sowas von weit voneinander entfernt… Und das führt ja genau zu dem Ansatz, den wir jetzt wählen, bei dem wir sagen: Wir machen gemeinsame Kunst – es ist völlig egal, ob jemand behindert ist, oder ob ich das als nichtbehinderter Mensch mache. Wir entwickeln eine Art und Weise miteinander zu arbeiten, wo die Behinderung oder Nichtbehinderung gar keine Rolle mehr spielt.

Welche Reaktionen erwarten Sie beim Betrachter? Wird er Schwierigkeiten haben, sich auf diese Form von Kunst einzulassen?

Cüppers: Das wird mit Sicherheit sehr interessant sein, zu sehen, wie die Leute darauf reagieren. Denn natürlich bedeutet das erstmal ein Umdenken des Betrachters, er muss ja letztendlich eine Perspektive zulassen, wo es ihm dann auch nichts ausmacht, ob das ein behinderter Mensch gestaltet hat oder nicht. Aber genau diese Linie möchten wir mit unseren neuen Projekten – wie etwa der Serie „Wege-Kreuzwege-Wegkreuzungen“, die erstmals in Berlin ausgestellt wird – ja auch gehen. Natürlich wird aufgeklärt: Wie ist denn der Weg, wo ist denn die Intention, wie ist die Methode, was ist entstanden in dieser Gemeinschaft gleichwertiger Part-

ner? Wir möchten einfach vorleben, dass das möglich ist.

Dr. Pfannkuch: Das Ergebnis steht dann im Mittelpunkt der Präsentation. Aber eben nicht als Kunst einer bestimmten Gruppe, sondern erst mal als Kunst, die als Ausdrucksform so entstanden und da ist. Die nicht extra ein Stigma in den Vordergrund stellt, sondern die als Kunstform wirkt. Hier hat das Wilhelm-Becker-Haus Dinge erreicht, die selten sind.

Was bedeutet dieser Prozess von der Gestaltung bis hin zur Ausstellung für die Beteiligten?

Dr. Pfannkuch: Zunächst einmal ist festzustellen, dass jeder Mensch das Bedürfnis nach Äußerung, Artikulation, nach Anerkennung im sozialen Kontext hat. Die hier gefundene Arbeitsform gewährleistet die Selbstverständlichkeit, sich selber äußern zu können und sich darüber zu definieren, ohne in Frage gestellt zu werden. Das, was hier abläuft, produziert ein Ergebnis, das Beachtung findet. Das heißt, die Menschen setzen sich auch wirklich damit auseinander. In dem Moment bin ich im Kontakt, und ich glaube, dass die Menschen, die das dann auch so erleben – und zwar unabhängig davon, ob sie geistig behindert sind oder nicht – eine bestimmte Art der Aufwertung des Selbstwertgefühls erfahren. Durch diese Qualität, die nicht zuerst den therapeutischen Aspekt, sondern das Produkt in den Vordergrund stellt, ist garantiert, dass eine solche soziale Achtung zustande kommt. Ich denke, das ist das, was auch der Begriff der Inklusion darzustellen versucht.

„Das was hier abläuft, produziert ein Ergebnis, das Beachtung findet.“

Cüppers: Und dadurch läuft das Ganze jetzt auch eher umgekehrt: Der therapeutische Effekt kommt von ganz alleine. Erstmal steht dieses gemeinsame Arbeiten auf Augenhöhe, das gemeinsame Anerkennen: der kann das, der kann das, wir fügen das zu einem Ganzen zusammen, im Vordergrund.

Das Interview führte Bernhard Munzel.

Schutzschirm für die Natur: Das „Land-Art-Jahresprojekt“

Das Jahr 2010 hat weltweit Schutzschirme für die Banken, Schutzschirme für den Euro, entstehen lassen. Jetzt bilden 25 gebogene, bemalte Weidenstäbe, die zusammengebunden einen Schirm, eine Haube bilden, einen Schutzschirm für die Natur, der in einem Kreis von anderthalb Metern Durchmesser Gräser, Blumen, Pflanzen unbeeinflusst wachsen lässt. *Werner Cüppers*

Kreative Wege, Prozesse und Ergebnisse: Gedanken zur Entwicklung der künstlerischen Arbeit im Wilhelm-Becker-Haus

„Für mich stellt die Entwicklung der kreativen Tätigkeiten mit den Bewohnern unseres Hauses in den letzten Jahren ein gelungenes Beispiel für inklusive Kunst dar. Aber sicherlich sind wir erst am Anfang eines langen Weges: Ein Anfang zur Teilhabe am kulturellen Leben, der die individuellen Ressourcen und Stärken jedes einzelnen Beteiligten zur Grundlage hat. Ein Anfang eines Weges mit dem Ziel, keine Gleichheit zu schaffen, sondern vielmehr die „Vielfalt“ als Normalfall zu empfinden.

Im unserem neuen Projekt „Wege-Kreuzwege-Wegkreuzungen“ sind wir auf eine Schaffensart gestoßen, in der Entwicklung und Wege zum Kunstwerk als auch das fertige Werk selbst ohne Unterscheidung der Tatsache entwickelt ist, welcher Bestandteil des Bildes durch einen Teilnehmer mit oder ohne Beeinträchtigung entstanden ist. Wobei – mal ehrlich – die Frage: Welcher Mensch hat keine Beeinträchtigung? Insofern partizipiert jeder am Gesamtwerk beteiligte Künstler von den individuellen Möglichkeiten des Anderen. Jeder individuelle Teilaspekt wird unverzichtbares Element im Gesamtwerk.“

Werner Cüppers

„Früher hatte ich Ängste“: Pflegeeinrichtungen – ein zeitgemäßes Angebot?

In der Öffentlichkeit kämpfen die stationären Einrichtungen der Seniorenhilfe mit einem deutlichen Imageproblem. Die Frage stellt sich, ob Publikationen, die einzelne Missstände benennen oder auch skandalisieren, verallgemeinerbar sind. Auch der Trend in der fachlichen Diskussion, Pflegeheime als anachronistisches Angebot im Kontext ambulanter Alternativen zu werten oder bestenfalls als Angebotsvariante für schwerst pflegebedürftige Menschen zu akzeptieren, ist kritisch zu hinterfragen.

Stimmen diese Zuschreibungen überhaupt, sind sie fachlich begründet oder spiegeln sich in der aktuellen Bewertung letztlich primär Ängste und der Umstand fehlender Bewältigungsmuster, um altersgebundene Herausforderungen im Zusammenhang der sozial bestimmenden Leitziele persönlichen Glücks wie Unabhängigkeit, körperliche Attraktivität und perfekte Funktionalität adäquat einzuordnen? Diesen Fragestellungen widmen sich die folgenden Überlegungen fragmentarisch.

Das persönliche Erleben

Die 86-jährige Helmi S. berichtet ihre Sicht stationärer Einrichtungen der Seniorenhilfe. Ihre Schilderung beginnt mit ihrer durch Medien geprägten Grundhaltung vor einigen Jahren und endet mit der Bewertung einer realen Einrichtung, in der sie seit gut zweieinhalb Jahren lebt, dem Altenzentrum Kray:

„Und da hat man im Voraus schon Angst und Schrecken, wenn man daran denkt, man wird alt und man muss jetzt ins Heim.

Wenn ich früher hier an der Ecke vorbeigekommen bin, ging ich zum Friedhof, dann habe ich immer so gedacht: Ach, sind das doch arme Leute, die sich da jetzt drin aufhalten müssen. Und eines Tages befand im mich selber hier. Und ich wusste gar nicht mehr, wie ich hier hergekommen bin. Ja, und dann hörte ich dann: Ich bin Schwester Petra, ich bin die und die … Ich bin jetzt schon einigermaßen wieder gut dabei, dass ich jetzt schon wieder laufen kann, dass ich dann hier mit meinem kleinen Mercedes (Rollator, d. Verf.) hier durch die Gegend fahren kann. Da bin ich schon glücklich drüber, dass ich das jetzt wieder kann und jetzt denke ich so oft, ich habe eigentlich doch ein schönes Leben jetzt. Ich lebe – man kann sagen, wie man früher gesagt hat – wie Gott in Frankreich. So lebe ich heute hier im Heim. Die lesen

Dr. Harald Pfannkuch, Fachlicher Leiter der Senioren- und Krankenhilfe.

einem den Wunsch von den Augen ab. Ist egal, um welche Schwester oder Pfleger es sich handelt; immer wieder sehr nett, lieb und vor allen Dingen auch zuvorkommend zu uns alten Leuten. Also, man wird nicht hier so einfach so behandelt: Ach lass doch die Alte ruhig liegen, die ist doch schon so alt. Das ist nicht so und das tut mir persönlich richtig gut. Ich kann nur sagen, dass ich mich wirklich wohl fühle und ein besseres Leben könnte ich mir gar nicht vorstellen."

Nur ein willkürliches Beispiel?

Sicherlich stellte sich diese Frage kaum, wenn ein Negativbeispiel voran gestellt worden wäre. Dieses passte in die Zeit und bliebe unhinterfragt. Aber ein positives Beispiel – kann das stimmen? In den knappen Ausführungen von Helmi S. sind medial vermittelte Bilder stationärer Einrichtungen, persönliche Ängste, eine aufnahmeauslösende Situation für stationäre Einrichtungen (Sturz mit anschließendem Krankenhausaufenthalt) und subjektive Bewertungen des persönlichen Aufenthaltes enthalten. Die implizierten Bewertungen passen nicht recht zusammen, aber gerade der typische Widerspruch zwischen Erwartungsängsten vor und realer Erfahrung in einer Pflegeeinrichtung sowie der in der Regel fremd bestimmte Moment zur Aufnahme in ein Pflegeheim nach einem Unfall und/oder Krankenhausaufenthalt durch Angehörige verdienen der intensiveren Betrachtung. Natürlich: Nicht jeder Mensch wird seinen Aufenthalt in einer stationären Einrichtung als derartig positiv bewerten, aber die bundesweite Bewertung der stationären Einrichtungen durch deren Bewohner mit „sehr gut" im Rahmen der Qualitätsprüfungen des MDK belegt die überwältigende Zufriedenheit mit diesem Angebot im Kreise der Nutzer und bestätigt die Wahrnehmung von Frau S. als typisch. Sie steht zudem in einem direkten Widerspruch zum aktuell feststellbaren Negativimage der Einrichtungen, das durch keine wissenschaftliche Aufbereitung gerechtfertigt werden kann. Im Gegenteil: Die ebenfalls bundesweit tätige Qualitätskontrolle durch den MDK bescheinigt den stationären Einrichtungen insgesamt die Traumnote „gut" (2,0). Warum die öffentliche Wahrnehmung und die offenkundig real geleistete Arbeit in den Einrichtungen derartig weit in der Bewertung auseinanderdriften, ist demnach weder fachlich oder wissenschaftlich begründet, noch auf die fehlende Zufriedenheit der dortigen Bewohner zurückzuführen. Aber was ist es dann, das dazu führt, dass solitäre Missstände derartig generalisiert werden?

Anthropologische Aspekte des Alterns – Ängste und Potenziale

Das menschliche Altern und Altwerden ist ein höchst individueller und subjektiver, aber durchgängig herausfordernder Prozess. Dennoch lässt es sich in seinem Wesen durch zwei allgemein gültige und im alltäglichen Sprachgebrauch verankerte Redewendungen gut erfassen, die das persönliche Erleben spiegeln:

1. „Alt werden will jeder, alt sein hingegen niemand." Natürlich möchte niemand jung sterben, aber auch keiner mit den negativen Phänomenen eines fortgeschrittenen Alters konfrontiert sein. Hierzu gehören etwa ein zunehmend erhöhtes Mortalitätsrisiko, die vermehrte Wahrscheinlichkeit ernsthaft oder chronisch zu erkranken und pflegebedürftig zu werden oder auch nur eine zunehmende Einschränkung des Aktivitätsradius. Zudem kommt die Erfahrung hinzu, vermehrt mit sozialen Vorurteilen konfrontiert zu werden, deren Stereotypien sich am direktesten in der Werbung offenbaren: Potenzieller Konsument von Medikamenten, gütiger Großvater, „aktiver" Alter. Für selbstwertstützende, weil biographisch authentische Aspekte, zu denen ein unschätzbar reiches Erfahrungswissen, zunehmende Gelassenheit und vielfältig entwickelte Routinen im Umgang mit schwierigen Situationen zählen, zudem ein gewachsenes Verständnis von tatsächlich essenziellen und bedeutsamen Aspekten des Lebens zu nennen ist, bleibt dabei in der sozialen Wirklichkeit wenig Raum. Dabei erschließt sich gerade in der Zusammenführung der verschiedenen positiven und negativen Facetten des Alters erst der wohl anthropologisch gegebene Zusammenhang von Lebensphasen und daran gebundenen Problemstellungen sowie den altersbedingt und autobiographisch erworbenen Potenzialen zu deren Bewältigung. Gut, dass bei der Verarbeitung der Negativzuschreibungen die zweite Redewendung hilft:

2. „Alt sind immer nur die anderen, die, die noch älter sind." Diese Selbstwahrnehmung hilft, sich auch im fortgeschrittenen Alter gegen weitgehend negative Attributierungen zur Lebensphase Alter zu immunisieren: Indem die Möglichkeit gegeben ist, sich mit noch älteren Menschen zu vergleichen, werden bedrohliche Facetten des Alters auf andere Menschen projiziert und eine persönliche Distanzierungsmöglichkeit zur eigenen Lebenssituation eingeräumt, um die aktuelle Lebenssituation mit einem möglichst hohen Maß an Zufriedenheit koppeln zu können. Dass daran die Gefahr gebunden ist, sich nicht mit notwendigen persönlichen Vorkehrungen zu befassen, um Lebenssituationen mit eventuell eingeschränkter Autonomie im Vorfeld nach eigenen Vorstellungen zu planen, ist die andere Seite dieser Medaille.

Fazit: Das Altwerden ist grundsätzlich angstbesetzt. Dies gilt besonders in einer sich systematisch perfektionierenden Welt mit der Zielvorgabe vollkommener Souveränität und Individualität bei höchst möglichem Funktionieren in sozialen Bezügen. In einer solchen Welt sind Lebenssituationen, deren Merkmale nur in geringerem Maße diesem Ideal entsprechen, bedrohlich, da sie das gesellschaftlich dominierende Hauptziel konterkarieren und den betroffenen Einzelnen ausgrenzen. Entsprechend entstehen Ängste gegenüber der Lebensphase Alter, die als Filter der individuellen Wahrnehmung bei entsprechenden Themen fungieren und die subjektive Wertung entsprechender Problemstellungen erheblich beeinflussen.

Das Spiel mit der Angst

Es bietet sich an, bereits angstbesetzte Themen erwartungsgetreu zu bedienen. Dies erfolgt am auffälligsten in der Boulevardpresse, indem Schreckensszenarien des Alters aufbereitet werden, etwa durch inten-

sive Schilderung einzelner Missstände in Pflegeheimen. Aber auch die Aufbereitung von Fakten im öffentlichen Diskurs erzeugt den Eindruck, dass nahezu jeder Mensch zwangsläufig von den negativen Facetten des Altwerdens betroffen sein wird. Damit wird der Prozess des Altwerdens zur Bedrohung stilisiert – die hohe und zunehmende Suizidquote bei älter werdenden Menschen bezeugt die Richtigkeit dieser These.

Überschriften wie „Jede zweite Frau und jeder dritte Mann wird dement“, Aussagen, dass die Anzahl demenziell veränderter Menschen sich zwischen 2009 und 2050 verdoppele sowie dass zwei von drei Frauen aktuell pflegebedürftig werden, schüren – berechtigt oder nicht – Ängste, lassen beim Einzelnen den Wunsch entstehen, das vermeintlich zu erwartende Schicksal abwenden zu wollen.

In der öffentlichen Wahrnehmung wird dabei völlig negiert, dass in der Gruppe der unter 75-jährigen nur 5 % pflegebedürftig sind, während die Quote erst bei über 90-jährigen Menschen auf 62 % steigt. Dies führt dann zur irrigen Vorsorgeplanung, die eher auf die Bedürfnisse der 75-jährigen abzielt, obgleich der zu erwartende „Ernstfall“ mit großer Wahrscheinlichkeit eher fünfzehn Jahre später unter völlig veränderten Lebensperspektiven eintritt.

In diesem Kontext ist zudem interessant, dass zwei Drittel der pflegebedürftigen Personen zuhause versorgt werden – entweder durch Angehörige, Pflegedienste oder Angehörige und Pflegedienste gemeinsam. Knapp 30 % der Pflegebedürftigen lebt in stationären Einrichtungen der Altenhilfe. Stationäre Angebote sind demnach eine Wahlalternative, und zwar eine gute, wie die Ausführungen zu Begutachtungsergebnissen der Einrichtungen belegen.

Die fehlende differenzierte Auseinandersetzung mit kursierenden Pauschalaussagen führt dazu, dass bereits in Lebenslagen, die fernab von altersbedingten Einschränkungen liegen, individuelle Lebensentwürfe geplant werden, die unter dem Bedrohlichkeitsszenario des Alters Lösungsoptionen anstreben. Es ist in Frage zu stellen, ob die Planung einer Gruppe zum Beispiel rund 60-jähriger für potenzielle Pflegebedürftigkeit in nicht bestimmbarer Zukunft und unbestimmbaren Ausmaßes als intergenerative oder generationenbezogene Wohngemeinschaft eine zukünftige Verbindlichkeit halten kann – dies wissen alle, die bereits in jüngeren und weniger problembezogenen Altersphasen versucht haben, alternative Wohn- und Solidarformen zu begründen. Hiermit ist das Problem verbunden, dass Bedürfnisse der aktuellen Lebenssituation auf das Bedrohungsszenario übertragen werden – eine gravierende Fehlerquelle, wie die Gleichsetzung von kindlichen Berufswünschen mit späterer Berufspraxis nahelegt. Denn Planungen werden durch die eigene Lebenssituation geprägt. Gegebene Vitalität, ein ausgeprägtes Bedürfnis nach sozialer Vernetzung und weitere lebensphasenbezogenen Vorstellungen sind daher häufig unreflektiert in der Zielsetzung planungsleitend. Der Horizont sich verändernder Wertigkeiten im Alterungsprozess bleibt ebenso ausgespart – etwa die Sehnsucht nach vertrauten und überschaubaren Handlungsabläufen, eine Besinnung auf Wesentliches – wie die lebensphasenbezogene Entscheidungsgrundlage. Und genau dies geschieht unter dem Aspekt der bleibenden Individualität im Entscheidungshorizont des Einzelnen. Allzu generalisiert werden diese in die Lebensphase transferiert, ohne zu erkennen, dass spezifische und höchst unterschiedlich ausfallende Problemlagen im Alter auftreten können, die dann einer spezifischen Antwort bedürfen.

Das Angebot einer stationären Wohneinrichtung mit einer größeren Anzahl ebenfalls älterer Menschen aus diesem Angebot auszuschließen, wäre unverantwortlich.

Folgen für die Seniorenhilfe

Die beschriebene Ausgangssituation führt zu Besonderheiten in der Seniorenhilfe: Im Erleben des Einzelnen bündeln Pflegeheime weitgehend die Negativaspekte in der Lebensphase Alter und sind damit angstbesetzt, evozieren Widerstände, sich mit ihnen gelassen und ergebnisoffen auseinander zu setzen. Da – wie die Beschreibung von Frau S. verdeutlicht – Aufnahmen in Pflegeheime in der Regel in unvorhersehbaren Situationen spontan erfolgen müssen und ebenso regelhaft durch Angehörige eingeleitet werden, sind extreme Konflikte bei Entscheidern voprogrammiert: Handelt es sich wirklich um eine Entscheidung, die bedürfnis- und personengerecht, zudem erforderlich ist? Stimmen vielleicht die vielen Vorurteile gegen Pflegeeinrichtungen doch, so dass man dem vertrauten Angehörigen eine ungewisse Zukunft zumutet, obwohl die Wahl der Einrichtung nach intensiver Sichtung erfolgte?

Entsprechend genießen ein Höchstmaß an Toleranz Angebote, die ein abweichendes und positives Bild des Alterns implizieren, das dem Bild des aktiven und autonomen Menschen als Mittelpunkt der Gesellschaft entspricht: Tennis-Turniere für Ü 70, Wohnen in der Gemeinschaft vitaler Senioren, zielgruppenspezifische Bildungsfahrten oder andere ressourcenorientierte Angebote, die das trendige Selbstverständnis des Einzelnen als aktives und gestaltendes Subjekt vermitteln: autonom und stark. Doch leider helfen genau diese Angebote nicht entscheidend in den wirklich brisanten Lebenssituationen – da, wo qualifizierte Hilfe und Unterstützung bei eingetrete-

ner Pflegebedürftigkeit erforderlich sind, um erst wieder ein relatives Maß an Autonomie erreichen zu können, eben z. B. nach schweren Stürzen oder dramatischen Erkrankungen.

In diesem Widerspruch bleibt für die stationäre Altenhilfe in der öffentlichen Wahrnehmung wenig Positives übrig: Die einseitige Fokussierung der Aspekte des Leidens in der Lebensphase Alter, medial omnipräsent, bedingt, dass sinnvolle und langjährig bewährte Assistenz- und Unterstützungssysteme in ihrer Bedeutung für den Einzelnen in seiner jeweiligen Lebenssituation verzerrt werden. Statt zu sehen, welche individuellen Hilfen ein jeweiliger Mensch im Alter aufgrund etwaiger Einschränkungen und persönlicher Präferenzen wählen möchte, werden ideologisierte Debatten geführt und Zuschreibungen positiver und negativer Art an Hilfestellungen vergeben. Hierbei ist besonders die aktuell geführte Diskussion um die Bedeutung stationärer und ambulanter Hilfen für Menschen im Alter zu sehen: Während positive Merkmale wie Selbstbestimmung, Lebensqualität, Gesundheit, Wohlfühlen, angenehme Atmosphäre und Bedürfnisorientierung an den Einsatz von ambulanten Hilfen gebunden werden, gelten stationäre Hilfeangebote zunehmend als bevormundend, entindividualisierend, fremdbestimmt und Dritten ausgeliefert. Dies hilft weder Menschen in der Lebensphase Alter noch denjenigen, die in dieser Lebensphase von existenziellen Krisen bedroht oder Pflegebedürftigkeit betroffen sind oder für Angehörige zu entscheiden haben, weiter. Zudem ist es fachlich falsch: Gerade das System „Pflegeheim“ unterliegt der sozialen und behördlichen Kontrolle, durch die eine destruktive Ausgestaltung einer „Welt für sich“ verhindert wird. Ob dies gleichermaßen für ambulante Angebote und innerfamiliäre Betreuungsverhältnisse gilt, muss erst noch beantwortet werden. Verlässliche und belastbare Erkenntnisse liegen hierzu nicht vor, dafür viele Fragen.

Ausblick – Aufgaben für die Zukunft

Pflegeheime sind praxisbewährte Wahlangebote der Seniorenhilfe, auch wenn vereinzelte Missstände festzustellen sind. Langjährig durchgeführte Prüfungen bescheinigen den Einrichtungen insgesamt, eine gute Arbeit zu leisten. Daran ändern auch vereinzelte Missstände nichts. Eine hohe Bewohnerzufriedenheit ist festzustellen. In der Seniorenhilfe gibt es keine gleichwertig praxiserprobte, begutachtete und bewährte, weil sich stetig verbessernde Angebotsform, die alle Facetten der Pflegebedürftigkeit begleiten kann. Zudem sichern Pflegeeinrichtungen eine möglichst hochwertige Pflege- und Betreuungsqualität mit den zugesprochenen finanziellen Ressourcen. Eine soziale Diskreditierung ist unverantwortlich, da sie empirisch unbegründet ist und gegen die fundierte Bewertung der Nutzer verstößt. Ideologisch oder anderweitig präferierte Modelle müssen sich unter Aspekten der Nutzerzufriedenheit und gutachterlich bescheinigter Fachlichkeit bewähren, um als Alternativen zu Pflegeeinrichtungen ihrer sozialen Verantwortung gerecht zu werden und den Anspruch zu einer Regelversorgung erheben zu können. Genau dann sind sie wertvoll und tragen zu einer erweiterten Wahlmöglichkeit ernst zu nehmender Hilfeformen bei, die fachlich fundiert und von Nutzern positiv bewertet sind. Dabei gilt es, die Lebenslage pflegebedürftiger Menschen in der individuellen, fachlich relevanten und bedürfnisorientierten Perspektive im Kontext der sozial ausgewogenen Verteilung zur Verfügung stehender Ressourcen zu berücksichtigen.

Gerade im Kontext der demographischen Entwicklung und einer sich zunehmend auflösenden Familienbindung – geringe Geburtenrate, zunehmende Mobilität – werden Pflegeeinrichtungen zukünftig einer Vereinzelung und Isolation von Menschen mit Pflegebedürftigkeit vorbeugen. Sie bieten den dortigen Bewohnern ein großes Spektrum von Wahlmöglichkeiten, sowohl bei den Angeboten sozialer Teilhabe wie in den persönlichen Beziehungen. Diese vielfältigen Ressourcen in Frage zu stellen, ist mit einer hohen sozialen Verantwortung und Tragweite verbunden. Ob dies den Protagonisten der Negativimagebildung immer bewusst ist, ist anzuzweifeln.

Pflegeeinrichtungen müssen daher zukünftig selbstbewusst ihr empirisch belegtes positives Wirken darstellen, Nutzer und

Angehörige die positiven Erfahrungen öffentlich zugänglich machen. Hierzu tragen auch Prüfungen bei, die die Ergebnisqualität der Arbeit – d.h. die Qualität der Pflege und Betreuung, die bei Nutzern des Angebotes ankommt – weitgehend objektiv bewerten. Nur so kann dem aktuell inszenierten Negativimage der Einrichtungen begegnet werden und die langfristige Angebotsstruktur gesichert bleiben: Dabei ist nicht zuletzt der Aspekt zu sehen, dass die Arbeit in Pflegeeinrichtungen arbeitender Menschen positiv gesehen und entsprechend angemessen honoriert wird – ansonsten wird es schon in naher Zukunft kaum möglich sein, die benötigten Menschen mit entsprechender Fachlichkeit und aufgabenadäquater Persönlichkeit zur Mitarbeit zu gewinnen.

Als Bewertungsgrundlage wird aber auch ebenso entscheidend sein, dass die Lebensphase Alter adäquat als persönliche und fachliche Herausforderung akzeptiert wird, in der weder das Altern noch die daran gebundenen Risiken technokratisch beherrschbar sein werden. Ob dies gelingt, ist eine Frage des Gesellschaftsverständnisses und Menschenbildes, das von Omnipotenzphantasien und einem sich perfektionierenden Rollenverständnis Abstand nehmen muss.

Dr. Harald Pfannkuch,
Fachlicher Leiter der Senioren- und Krankenhilfe.

Diakoniewerk Essen e.V. (44 Mitarbeitende)

- **Qualitätsmanagement/Fortbildungen**
- **Referat Öffentlichkeitsarbeit**
- **Fachberatung für Kindertageseinrichtungen**
- **Kindertagesstätte „Wühlmäuse“**
  - · 40 Plätze in zwei Gruppen für Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte Helmertweg**
  - · 40 Plätze in zwei Gruppen für Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren
- **Soziale Servicestelle**
- **Freizeitangebote**
- **Freizeithaus Bremervörde**
- **Bahnhofsmission Essen**
- **Grüne Damen und Herren**
- **Altenwohnungen Warthestraße**
  - · 16 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Altenwohnungen Kray**
  - · 23 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Altenwohnungen Esmarchstraße**
  - · 24 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Altenwohnungen „Am Frommen Joseph“**
  - · 16 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Residenz an der Pieperbecke**
  - · 62 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren

Diakoniewerk Essen Dienstleistungs- und Verwaltungsgesellschaft mbH (42 Mitarbeitende)

- **Referat Datenverarbeitung**
- **Abteilung Controlling**
- **Abteilung Finanzbuchhaltung**
- **Abteilung Personal- und Sozialwesen**
- **Abteilung Liegenschaften und Beschaffung**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Jugend- und Familienhilfe GmbH (306 Mitarbeitende)

Kinder- und Jugendhilfe:

- **Aufnahmeheim und Hilfezentrum im Hermann-Friebe-Haus**
  - · 29 Plätze, davon 10 Plätze für Frauen und Frauen mit Kindern
  - · 19 Plätze Jugendschutz, Inobhutnahme, Clearing
- **Karl-Schreiner-Haus**
  - · 96 Plätze für Kinder und Jugendliche im Stammhaus, in Tagesgruppen, Außenwohngruppen und Intensivgruppe, sowie die Schulprojekte Off-Road und Team Mobilé
- **Jugendhilfezentrum für Hörgeschädigte**
  - · 20 Wohnplätze für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche
- **Integrative Kindertagesstätte „Lummerland“**
  - · 45 Plätze in drei integrativen Gruppen mit jeweils 5 Kindern mit und 10 Kindern ohne Beeinträchtigungen im Alter von 2 bis 6 Jahren

Soziale Dienste:

- **Ambulante Hilfen zur Erziehung**
- **Jugendgerichtshilfe**
- **Erziehungsberatungsstelle Essen-Borbeck**
- **Fachberatung Kindertagespflege**
- **Integrationsagentur**
- **Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung**
- **Stadtteilprojekt Altendorf/Nachbarschaftsbüro Jahnplatz**

Hilfen für Hörgeschädigte:

- **Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler**
  - · 230 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
  - · 50 Plätze in Wohngruppen im CJD Zehnthof Essen
- **Fritz-von-Waldthausen-Internat**
  - · 61 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
  - · 40 Plätze in der Wohngruppe im Berufsförderzentrum Essen

Zahlen, Daten, Fakten.

Stand: 31. Dezember 2010.

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gefährdetenhilfe GmbH (173 Mitarbeitende)

Hilfen für Gefährdete und Wohnungslose:

Im Sozialzentrum Maxstraße:

- **Zentrale Beratungsstelle für wohnungslose Männer im Sozialzentrum Maxstraße**
- **„Die Insel“: Kontakt- und Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen**
- **Essener Kleiderkammer**
- **Straffälligenhilfe und Fachstelle zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit**
- **Suchtberatung**
- **Gesetzliche Betreuungen/Eigengeldkonten**

- **Notübernachtungsstelle Lichtstraße**
  · 58 Übernachtungsplätze für wohnungslose Menschen.
- **Haus Wendelinstraße**
  · 55 Plätze für Frauen und Männer mit besonderen sozialen Problemen inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Immanuel**
  · 49 Plätze für Frauen und Männer, die keinen eigenen Haushalt versorgen können

Hilfen für Menschen mit psychischer Erkrankung:

- **Haus Laarmannstraße**
  · 36 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Esmarchstraße**
  · 34 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Haus Prosperstraße**
  · 19 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Werkstatt „Am Ellenbogen“**
  · 13 Arbeitsplätze für Menschen mit psychischer Erkrankung

Hilfen zum selbstständigen Wohnen

Diakoniewerk Essen

Diakoniewerk Essen A.i.D. gGmbH (122 Mitarbeitende)

- **Betriebsstätte Möbelbörse im Beschäftigungszentrum Hoffnungstraße**
- **Betriebsstätte Containerleerung/Altkleidersortierung/Hausabholung**
- **Diakonieladen Mitte**
- **Altendorfer Diakonieladen**
- **Diakonieladen Katernberg**
- **Diakonieladen Kray**
- **Diakonieladen Lindenallee**
- **Diakonieladen Frohnhausen**
- **Church: Restaurant & Depot**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Behindertenhilfe GmbH (74 Mitarbeitende)

- **Haus Baasstraße**
  · 20 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Haus Rüselstraße**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Johannes-Böttcher-Haus**
  · 43 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Wilhelm-Becker-Haus**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
  · 8 Plätze für Menschen mit zusätzlicher Hörbehinderung
  · 8 Plätze in der Clearing-Stelle
- **Kunstwerkstatt**
- **KokoBe**
  Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung und deren Angehörige

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Senioren- und Krankenhilfe GmbH (246 Mitarbeitende)

Stationäre Altenhilfe/Pflege:

- **Altenzentrum Kray**
  · 80 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenzentrum Margarethenhöhe**
  · 145 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Heinrich-Held-Haus**
  · 80 Plätze für pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren mit und ohne geistige/r Behinderung

Offene Seniorenarbeit:

- **Senioren- und Generationenreferat**
- **Zentrale Pflegeberatung**
- **Pflegeberatung Evonik**
- **Projekt Wohnquartier**[4]

RückBlick 2010

Januar: Haus Laarmannstraße eröffnet „Café Auszeit“.

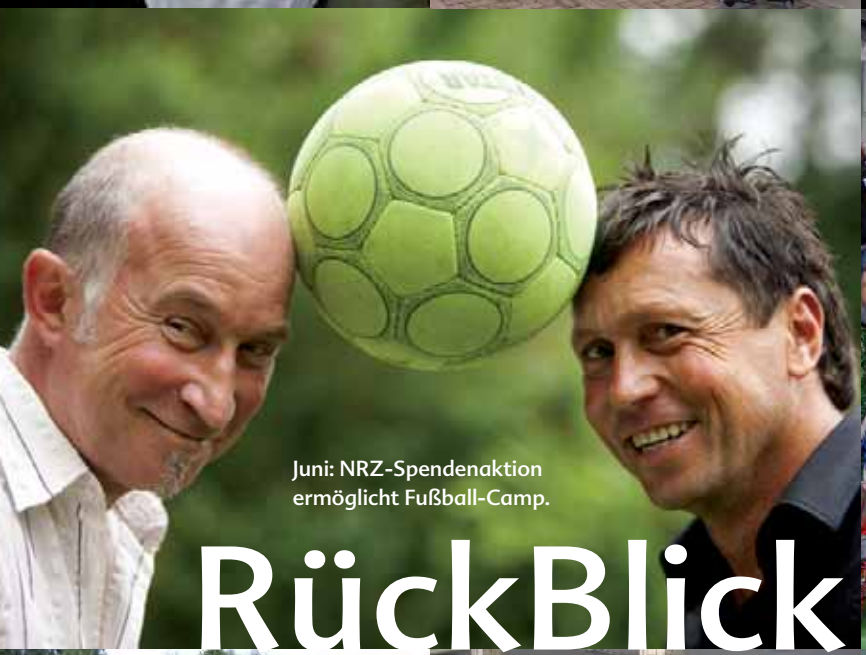
Februar: Jörg Lehmann übernimmt Jugend- und Familienhilfe.

April: Staatsministerin Maria Böhmer im Church.

Juli: 20-jähriges Jubiläum der Möbelbörse.

Juli: „Wohnen am Schwarzen“ eröffnet.

Juli: Frühkindliche Fördergruppen feiern Abschluss.



Juni: NRZ-Spendenaktion ermöglicht Fußball-Camp.

Juli: Diakoniewerk beim „Still-Leben“ auf der A40.

August: Bäcker Peter spendet Grillplatz für Haus Baasstraße.

August: „Lichtblicke-Fee“ begleitet „Draisinen“-Ausflug.

September: Behindertenhilfe zeigt Feuerwehr-Ausstellung.

September: 10 Jahres-Feier „Hilfen zum selbstständigen Wohnen“.

September: Vertragsabschluss für neues Nachbarschaftsbüro.

Oktober: Haus Esmarchstraße präsentiert „KultKunst“.

November: Kreis-Synode zum Thema „Diakonie“.

November: Auszeichnung zum „Unternehmen mit Weitblick“.

Dezember: Bahnhofsmission eröffnet neue Räumlichkeiten.

Diakoniewerk Essen